

Königliches Gymnasium zu Neuwied  
verbunden mit Realprogymnasium.

---

Wissenschaftliche Beilage zum XXVIII. Jahresberichte  
—♦— Ostern 1905. —♦—

---

# Wie ward Schiller, und was ist er uns noch heute?

---

Eine Festrede.

Von

Prof. Dr. Alfred Giese,  
Kgl. Gymnasialdirektor.

---

Neuwied.

1905.

Louis Heusers Buchdruckerei.

1905. Progr. No. 548.



9ne  
26 (1905)

548b.





## Wie wurde Schiller, und was ist er uns noch heute?

Das wahrhaft Klassische muß in ewiger Jugend blühen, oder es hört auf, klassisch zu sein. Man hat das Hellenentum als eine überwundene Kulturmacht verdrängen wollen, und es erweist sich immer wieder als eine überwindende, die Geister bannende und zugleich innerlich befreiende Macht; die toten Symbole, zu denen man ihre Ideen in Mythologie und Dichtung stempeln wollte, beweisen immer noch ihre unverwüßliche Lebenskraft, weil sie in individueller Form das Allgemein-Menschliche, d. h. das Ewige ausprägen. Und auch unsere deutschen Klassiker, die schon hundertmal von heiß stürmender Jugend totgeschlagen oder wenigstens totgesagt wurden, haben immer noch diese Jugend selbst überlebt, und aus frühreifen Schillerhassern werden auch heute immer noch reife Männer voll inniger Schillerverehrung. Und so wird auch dies Jahr mit seiner Jahrhundertfeier den glänzenden Beweis liefern, daß Schiller, den man 1805 ins Grab senkte, auch 1905 noch nicht tot und überwunden ist, sondern eine lebendig fortwirkende und die Geister überwindende Macht in der Gegenwart bedeutet.

Soll ich Schiller mit einem kurzen Schlagworte kennzeichnen, so drängt sich mir immer das Wort „heroisch“ auf die Lippen. Er war ein Heros im Reich der Geister, ein Heros in der Tat und im Leiden. Leben, Denken und Dichten finden in dem Heroismus ihren gemeinsamen Grundcharakter; wir spüren überall den echten Helden, der mit dem Schicksal ringt, bis er es niederzwingt. Daher ist er der geborene Dramatiker, der Tragiker, der nur wenige seinesgleichen hat. Aber wir spüren auch überall in seinem Leben, wie in seinen Schriften, die der Widerhall seiner geistigen und sittlichen Fortentwicklung sind, den mit

sich selber ringenden und das eigene Ich bezwingenden, heroischen Charakter.

Der Zug zum Großartigen, ja zum Übertriebenen ist früh bei Schiller vorherrschend; erst allmählich klärte sich auch dieser leidenschaftlich gärende Most; nicht vom Anfange an spiegelte sich in einem reinen, krystallhellen Gemüte die ewige Welt, sondern die gigantische Persönlichkeit entfaltete sich erst aus langem, gewaltigem Kampfe, der ihn die gemeine Wirklichkeit und das eigene Herz überwältigen ließ.

Es ist immer im hohen Maße fesselnd, in das Werden eines Genius hineinzuleuchten; und wenn sich auch die Geheimnisse des Innenlebens nimmer wie eine mathematische Formel lösen lassen, so fließen doch für Schiller die Quellen so reichlich, daß wir ein klares Bild seines Werdens entwerfen können. Und da es sich bei ihm nicht bloß um eine ästhetische, sondern auch um eine ethische Persönlichkeit von seltener Hoheit handelt, so ist auch sein äußeres Leben, das von Kämpfen aller Art durchrüttelt und durchschüttelt wurde, garnicht zu trennen von dem Wachstum des Innern; und wer sich darein versenkt, den muß es wie Erbauung, wie Andacht beschleichen. — Versuchen wir in Kürze die Grundzüge zu zeichnen!

Freundliche Sterne walteten über der Kindheit des in Marbach am Neckar geborenen Knaben; wohl war das Haus nicht reich, doch von drückenden Sorgen frei, mochte der Hausherr auch jahrelang draußen sein als Feldscher oder Werbeoffizier. Der Vater, Joh. Kaspar, war ein kerniger, rechtschaffner und philosophisch angelegter Mann, für Poesie, auch für die des Abenteuerns, nicht unempänglich; die Mutter, Elisabeth, voll Frömmigkeit und Naturliebe. Sinnig und doch frisch wuchs der Knabe heran in der lieblichen Neckarlandschaft und in Vorch an der Rems mit ihren düsteren Tannenwäldungen; doch bald faßte der Strom des Lebens ihn fester: zunächst in dem geräuschvollen Ludwigsburg mit seinem Theater und Ballett, wo der genußsüchtige Herzog Karl Eugen mit Offizieren und Mätressen und gewissenlosen Ministern Hof hielt, gemäß der Überlieferung der Väter, selbst mit seinen Untertanen Schacher treibend. Aber Knechtung erzeugt in jungen starken Seelen unüberwindlichen Freiheitsdrang. Der sollte bei Schiller zu wahren Heroismus sich gestalten. Nur blinden Gehorsam kannte Serenissimus, und so mußten auch die frommen Eltern und Fritz ihren Lieblingsgedanken, die diesen zum Pfarrer bestimmten, fahren lassen.

Doch das Schicksal hatte Höheres im Sinn; der Jüngling sollte nicht ein Dorfpfarrer werden, sondern ein Prediger seines Volkes von

der Bühne aus, die da die Welt bedeutet, ein Weisheitverkündiger, bei dem Poesie und Philosophie sich in eins verschlingen. Aber ein Dornenpfad führte zu diesem Ziele.

Er kam auf die „Militär-Pflanzschule“ der Solitude, die bald „Herzogliche Militärakademie“, Gymnasium und Universität in sich vereinigend, genannt und 1775 nach Stuttgart verlegt wurde. Ohne innere Neigung mußte sich der junge Schiller der Rechtswissenschaft widmen; er vertauschte diese in Stuttgart mit der Medizin; in der Stille aber hing er seinen dichterischen Neigungen, der Lektüre der Psalmen, Klopstocks, Hallers und anderer, sowie eigenen Versuchen nach, die das *os magna sonaturum*, d. i. das hohe Pathos der Rede neben krassen Überschwenglichkeiten schon verraten. Aber das Leben der Drillanstalt mit ihrer soldatischen Zucht und ihren zahllosen, ununterbrochen das Jahr hindurch dauernden Unterrichtsstunden mußte etwas Niederdrückendes, schier Unerträgliches für einen regen Geist in sich schließen; und nun gar den gestrengen Herrn als Vater und Wohltäter nicht nur ansehen, sondern auch noch preisen zu müssen (in Berichten und Festreden): das verkehrte alle Natur in Unnatur. Kein Wunder, daß die lebhaften, nach Freiheit durstenden Jünglinge, die in schwärmerischer Freundschaft sich zusammenschlossen, — wie Schiller und Friedrich von Hoven, Friedrich Scharffenstein, Wilhelm Petersen, Friedrich Haug, — sich berauschten an den heimlich zugeführten Erzeugnissen der Sturm- und Drangzeit, deren Schlagwort und Kampfesruf „Freiheit und Natur!“ hieß, an Götz und Werther, Ugolino und Julius von Tarent, daß sie sich berauschten an Homer und Ossian und Shakespeare, an Voltaire und Rousseau, daß diese Stunden der weihervollen Versenkung in ein geistiges Leben voll Kraft und Ungeßüm ihnen Sonnenlicht brachten aus der reichen strahlenden Welt in die Gefangenen-Zelle, daß sie Morgenluft einer neuen Zeit atmeten.

„Acht Jahre“ — schreibt Schiller selbst — „rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel, aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe.“ 1779 hoffte er schon die Entlassung zu gewinnen, aber obwohl in seiner Abhandlung „Philosophie der Physiologie“ untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften gefunden wurden und der Herzog selbst neben gar „zu starkem Feuer“ viel Schönes darinnen entdeckt hatte, so war man doch der Ansicht, dies Feuer müsse noch ein Jahr lang gedämpft werden, „so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjektum werden könne.“ 1780 öffneten sich dem Regimentschirurgus Schiller die Pforten der Freiheit.

\*

Durch eine Erzählung Schubarts im „Schwäbischen Magazin“ (1775) von zwei feindlichen Brüdern hatte der junge Dichter den Anstoß zu dem Kraft-Drama „Die Räuber“ erhalten, das er 1781 vollendete. Alles, was in dem Feuerkopfe an Leidenschaft und Ideen glühte und kochte, das ist wie siedend Erz in dies Drama gegossen. Es ist der Protest des ungestümen Freiheitsdranges wider den solbatischen Zwang. Es war in Wahrheit Heroismus, der in dieser Auflehnung wider den Wohltäter, der ihn noch auf ein Jahr an die Galeere geschmiedet hatte, sich mit jugendlicher Kraftfülle offenbarte. Und mit dem persönlichen Erlebnis und seinem heftigen Freiheitsdurst verband sich die von Rousseau in die Welt geschleuderte Idee einer Umkehr zur Natur, die zugleich eine Neuordnung der Gesellschaft in sich schloß. In Karl Moor ist der Heroismus gleichsam Person geworden: mit der Schwärmerei und Phantastik, aber auch mit der Rücksichtslosigkeit und Gewalttat, mit der er die erste Welt aus den Angeln heben möchte. Neben ihm steht Franz der heroische Bösewicht und Sinnesgenosse eines Richard III., der Verfechter des krasen Materialismus und der schändlichsten Weltverachtung, die nur eins erstrebt, den zügellosen Genuß, die unbeschränkte Macht des eigenen Ichs.

Wie ein gewaltiger Blitz zündete dies Geisteswerk eines entzündeten Herzens und eines ideenreichen Kopfes. Ein heißer Sturmeseisem durchweht das Ganze, ob man nun Karl reden hört mit dem Pathos eines neuen Freiheitsevangeliums:

„Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze? Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus“; oder er mag mit dem Zorn des Hintergangenen und Verstoßenen sprechen:

„Warum ist dieser Geist nicht in einen Tiger gefahren, der sein wütendes Gebiß in Menschenfleisch haut? Ist das Vätertreue? Ist das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär sein und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhezen — Reue, und keine Gnade! O, ich möchte den Ozean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen faufen!“

Welch ein Triumph mußte es für den Zweiundzwanzigjährigen sein, der mit Mühe und Not, auf eigene Kosten, den Druck bewerkstelligt hatte, bei der Mannheimer Aufführung — Januar 1782 — den stürmischen Beifall, unerkannt, in seiner Loge zu erleben! Da mochten goldene Träume für viele Tage und Nächte des Entbehrens und Harrens entschädigen. Wie in jenen Tagen es in dem Innern

des jungen Dichters braust, das verrät die „Anthologie auf das Jahr 1782“.

Von den Personen seiner „Räuber“ hat er wohl einmal gesagt, sie litten daran, daß er Menschen dargestellt habe, ehe er Menschen kennen gelernt. Und dies trifft besonders auf Amalie zu. In der Hauptmanns-Witwe Wischer, bei der Schiller in Stuttgart Wohnung nahm, trat ihm das erste weibliche Wesen entgegen, das seinem Ideal entsprach; ohne eigentlich hübsch oder geistvoll zu sein, fesselte sie ihn durch einen gewissen pikanten Reiz und begeisterte ihn zu seinen überschwenglichen und schwülstigen Laura-Gedichten. Gewiß weht durch sie eine ungesund gesteigerte, ja aufgepeitschte Sinnlichkeit und eine in Kraftphrasen sich ergebende Sentimentalität; andrerseits aber zeigen auch Gedichte wie „Melancholie an Laura“, „Triumph der Liebe“, und das „Geheimnis der Reminiscenz“ hier und da die Klauen des Löwen. Wie schwer aber mußte der hochstrebende Geist die Fesseln tragen, die ihm der Gamaschendienst auferlegte, während unsagbares Aufsehen sein Erstlingsdrama hervorrief. Aber einem Karl Eugen konnte ein solcher Feuerkopf nicht behagen, und wie Schiller wiederum ohne Urlaub in Mannheim, dem „Auslande“, gewesen und als dann auch noch politischer Verdruß durch Klagen der Graubündner über die „hohe Schule der Spitzbuben“, wie ihr Ländchen in den „Räubern“ genannt ward, beim Herzog einliefen, da ward dem Ärmsten ein heftiger Verweis zu teil mit dem Endergebnis, bei Strafe der Kassation dürfe er keine „Komödien“ mehr schreiben.

Nur der heroische Entschluß der Flucht konnte Rettung bringen, und wenn sie auch Vaterland und Vaterhaus kostete. Sie ward mit großer Bravour ausgeführt, packte man doch selbst ein Klavier auf den Reisewagen. Mit einem geradezu goldig treuen Freunde, dem Musikus Andreas Streicher, entwich Schiller, als Dr. Ritter, nach Mannheim, dann nach Frankfurt, alle Hoffnung auf die Aufnahme seines neuen Trauerspiels, der „Verschwörung des Fiesko“, seitens des Freiherrn von Dalberg setzend. Doch diese Hoffnung ward schändlich betrogen. Der „mächtige“ Mann wollte offenbar von einem Flüchtling, der die Gnade seines Herzogs verscherzt hatte, nichts wissen.

Heimatlos — mittellos, nur Schulden und Zukunftsorgen die Fülle: das sollte das Schicksal des kühnen Jünglings lange Jahre hindurch sein. Aber auch in diesem an Kampf und Enttäuschung reichen Wanderleben sollte sich das Wort des „Tasso“ bewähren: „Es ist vorteilhaft, den Genius bewirten. Gibst du ihm ein Gastgeschenk, ein schöneres läßt er zurück“ . . . . Als gütige Fee in

\*\*

höchster Not bot die Mutter eines Freundes, die edle Frau von Wolzogen dem Schiffbrüchigen auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen einen rettenden Hafen. Hier ward „Luise Millerin“ oder „Kabale und Liebe“ 1783 vollendet, das schon neben dem „Fiesko“ mit der unwiderstehlichen Macht innerer Notwendigkeit dem vom Widerwillen an dem Hofleben der Großen erfüllten Dichterherzen sich loszuringen begonnen hatte. Man spürt beim „Fiesko“, daß er in einer unruhvollen Zeit entstanden ist; er hat nicht die unmittelbar zündende Kraft des Erstlingswerkes an Wahrheit und Wärme, aber mit ihm betrat der Dichter den Boden der historischen Tragödie, auf dem er das Höchste leisten sollte. Genial ist die heroische Schurkennatur des Mohren in ihrer ungeschminkten Naivität gezeichnet. Doch es fehlte die hinreißende Wucht der „Räuber“, und so war man enttäuscht.

Vollen Erfolg errang er sich mit dem bürgerlichen Trauerspiel „Kabale und Liebe“, das am 15. April 1784 zum ersten Male in Mannheim gegeben wurde. Auch dieses Jugenddrama ist wie die beiden vorausgegangenen „wider die Tyrannen“ (in tyrannos) gerichtet. Es ist ein Zeitbild, aber auch zugleich der Schrei der Enttäuschung über die eigene verpfuschte Jugend, verpfuscht durch die Tyrannei des alleinherrlichen „Landesvaters“. Und mit dieser Empörung über die Verworfenheit des Hoflebens und über die Zugrunde- richtung der persönlichen bürgerlichen Freiheit verbindet sich der Idealismus einer feurigen Jünglingsseele, die von der Unüberwindlichkeit und Heiligkeit der Liebe durchdrungen ist. Im September 1783 war endlich mit Dalberg, der wieder mit dem gefeierten Dichter angeknüpft hatte und sein Unrecht wohl gut machen wollte, ein Vertrag geschlossen worden, dem zufolge sich Schiller als Theaterdichter (gegen 300 Gulden jährlich) verpflichtete, außer den beiden schon erschienenen Dramen noch ein drittes der Mannheimer Bühne zu überlassen. Aber dies — es war der „Don Carlos“ — wollte nur langsam fortschreiten; ein heftiges Wechselfieber, mannigfache äußere und innere Nöte bedrängten den Dichter; zu alten Verpflichtungen, die er nicht zu lösen imstande war, gesellten sich neue; bittere Mahnungen und Anklagen kamen von Hause; sein leicht erregbares Herz, das — in Bauerbach — für Lotte von Wolzogen erglüht war, schwärmte, ohne Gegenliebe zu finden, für manche andere, so für die schöne Tochter des Verlegers Schwan; dann erschien das junge Ehepaar Major von Kalb in Mannheim, und sehr bald entstand enge Freundschaft zwischen Charlotte von Kalb und Schiller, während der Mann

in seine Garnison Landau zurückgekehrt war. Die Freundschaft ward zur verzehrenden Leidenschaft, von der die Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft“ (später gekürzt unter der Überschrift „Der Kampf“) und „Resignation“ zeugen. Es gelang, den „Riesenkampf der Pflicht“ zu kämpfen und die Geliebte „blutend aus dem wunden Herzen“ zu reißen. . . . .

Zwei Blumen blühen für den weisen Finder;  
 Sie heißen Hoffnung und Genuß;  
 Wer dieser Blumen eine brach, begehre  
 Die andere Schwester nicht;  
 Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre  
 Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!  
 Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Das Verhältnis zur Mannheimer Bühne löste sich. Inzwischen aber bereiteten sich Dinge vor, die den Dichter aus seiner mißlichen Lage retten sollten. Der Vermittlung Charlottens gelang es, daß Schiller in Darmstadt dem Herzog Karl August von Weimar und seinem Hofstaat den ersten Akt des „Don Carlos“ vorlas; er erhielt den Charakter eines sachsenweimarischen Rats, und so ward angeknüpft, was ein halbes Jahrzehnt später so schöne Früchte tragen sollte für den Dichter und seinen Gönner und das ganze Vaterland: die Berufung nach Jena und Weimar.

Aber noch eine andere Brücke schlug sich dem Dichter nach Sachsen hin: eine Einladung, nach Leipzig zu kommen. Sechs Monate hatte der in Wirrsal aller Art hinundhergehegte Dichter die Beweise wärmster Verehrung, die zwei Brautpaare ihm gesandt hatten, unerwidert gelassen. Endlich im Dezember 1784 ergriff er die Hand, die ihm Christian Gottfried Körner, Konsistorialrat in Dresden, und Ferd. Huber, ein junger Schriftsteller in Leipzig, entgegengestreckt hatten. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben“ — schreibt er Februar 1785 — „Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation.“

Es hat etwas Herzbewegendes, wie das Band innigster, vertrauensvollster Freundschaft sich um die beiden edlen Männer, Schiller und Körner, zunächst nur im Briefwechsel wob, wie zart und feinfühlig dieser alle Sorgen des anderen hinwegräumte, wie sich die Seelen einander öffneten im geistigen Geben und Nehmen, und wie

der vielheimgesuchte Dichterjüngling auflebte mit Huber in Leipzig und Gohlis, in Dresden und Loschwitz mit Körner, von dem er sich nicht mehr trennen wollte, seitdem er ihn von Angesicht gesehen hatte (Juli 1785). Das lange nicht gekannte Wohlgefühl kam inmitten treuer Menschen, inmitten einer reizvollen Natur, die ihn an die „vaterländischen Fluren“ erinnerte, über ihn, und so entströmte seiner begeisterten, zu neuer Daseinslust erwachenden Seele das „Lied auf die Freude“:

Freude, schöner Götterfunken,  
Tochter aus Elysium,  
Wir betreten feuertrunken,  
Himmlische, Dein Heiligtum! . . . .

„Don Carlos“ ferner ward vollendet, und daß dies Drama ein Werk des schwärmerischsten Idealismus wurde, das lag auch in der Hochgestimmtheit jener glücklichen Tage begründet. Der Heroismus einer den Tod nicht scheuenden, ja um des andern willen sich aufopfernden Freundschaft, einer Freundschaft, in der „die schaffende Natur der Seelen zartes Saitenspiel am Morgen ihres Lebens gleich bezogen“, und die Größe des weiblichen Herzens, das selbst die Liebe, um der Tugend willen, überwindet, und endlich die Begeisterung für Weltbürgertum und Freiheitsstaat, für Duldung und Menschenliebe feiern hier Triumphe und werden in dem Glanz der Verse und stolzer, schwungvoller Rede dargeboten. Feuerig sind die Farben im „Don Carlos“. „Er hat“, wie Schiller selbst sagt, „von Shakespeare's Hamlet die Seele, Blut und Nerven von Lesswizens „Julius“ und den Puls von mir.“ Eine Stufe aufwärts bedeutete das Drama für den Dichter, auch hinsichtlich der Charakteristik, vor allem des Königs-paares und der verführerischen Eboli, und sodann: die schnaubende Wut eines Karl Moor und der sprühende Haß in „Kabale und Liebe“ hatten sich geläutert zur Begeisterung für das Ideale. Wer aber vermag es zu ändern, daß das Ideal sich nicht verwirklichen läßt und daß das Schöne sterben muß? Die Idee selbst bleibt doch unsterblich. Das ist der Glaube, zu dem sich Schiller immer stolzer und freier emporhebt. Und zwar infolge des Studiums der Geschichte und der philosophischen Betrachtung. Ob dies ein Abweg war, ein Umweg? Wer hat Freude an solchen müßigen Fragen, wer mag Schiller um verlorener Jahre willen schelten? Man hat behauptet, Schiller sei seiner innersten Begabung entfremdet worden, er habe als Dramatiker sich in der Linie von „Kabale und Liebe“ fortentwickeln sollen — ich meine aber, das Heroische konnte nicht durch Steigerung, sondern nur

durch Mäßigung veredelt werden. Ungetreu ist Schiller nimmer sich geworden.

Ein Genius entwickelt sich nach innerem Gesetz; was ihn fördert und bereichert, nimmt er in sich auf, gestaltet er nach sich selber um, und das Fremde stößt er ab. Stillstand ist Rückschritt. So drängte es auch Schiller vorwärts. Länger als notwendig der Gast seines trefflichen Freundes Körner zu sein, dazu war er zu stolz und zu freiheitsliebend. Am 21. Juli 1787 betrat er Weimarer Boden. Ein denkwürdiger Tag! Freilich fehlten Goethe und Karl August. Um so wärmer empfing ihn der wädhre, andere Talente neidlos anerkennende Wieland und führte ihn auch bei Hofe ein. Herder war „erstaunlich fremd“; er hatte nichts von Schiller gelesen! Zunächst fesselte diesen in Jena das gelehrte Treiben einer kleinen Universitätsstadt; der Verkehr mit dem Schwiegersohne Wielands, Prof. Reinhold, der ein glühender Verehrer Kants war, brachte ihn der Philosophie des Königsberger Weisen näher; überhaupt übte die Wissenschaft wieder ihren unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Hatte er schon 1786 an Körner geschrieben: „Täglich wird mir die Geschichte teurer; ich wollte, daß ich zehn Jahre hinter einander nichts als Geschichte studiert hätte; ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein“, so warf er sich jetzt mit Feuereifer auf die Darstellung des „Abfalls der Niederlande.“ Doch auch rein menschliche Beziehungen sollten ihn beglücken. Bei Gelegenheit eines Besuches seiner Schwester in Meiningen und seiner alten Wohltäterin Frau von Wolzogen in Bauerbach machte er mit dem Sohne Wilhelm von Wolzogen einen Abstecher nach Rudolstadt zu dessen Verwandten, der Frau von Lengsfeld. Diese besaß zwei Töchter: Karoline, die, interessant, klug und pikant und wenig glücklich verheiratet war, und Charlotte, die jüngere, zartere und sinnigere, die den Dichter lebhaft anzog, so daß sich ein herzlicher Briefwechsel zwischen ihnen entspann; 1788 verlebte er mit den Freundinnen einen höchst idyllischen Sommer. Sie bekannten über den Umgang mit ihm: „Man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen“. Aber ward dies idyllische Leben am Herzen der Natur und im Verkehr mit reingestimmten Frauen-seelen Schiller zum Gedicht? Das entsprach nicht seiner Art. Seine Gedanken gehörten den historischen Studien und vor allem der Antike; so ist denn seine Stimmung homerisch; er dichtet für Wielands „*Teutschen Merkur*“ „*die Götter Griechenlands*“.

Inzwischen hatte Goethe dem jüngeren Genossen die Professur

in Jena verschafft. Die Antrittsvorlesung war ein Ereignis für die Studentenschaft und die kleine Stadt überhaupt: „Was heißt, und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Ein Aufsatz, der noch heute wirkt mit seiner schlagenden Gegenüberstellung des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes, mit der kühnen Zusammenfassung der Entwicklungsstufen der Menschheit, die von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Not zum Wohlleben, von der Furcht zur Freude u. s. w. führten, mit dem freien Blick für das, was die antike und was die moderne Zeit erfüllt, mit der Begeisterung, das „menschliche Jahrhundert“ heraufführen zu helfen, für Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit mitzustreiten und jener wahren Unsterblichkeit zu dienen, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte. Wahrlich ein Lebensprogramm, wie es Schiller seinen Schülern und — sich selbst nicht edler stellen konnte!

Doch — wie so oft im Leben — blieb auch hier die Folgezeit hinter den verheißungsvollen Anfängen zurück. Bald klagt Schiller, mit was für Menschen — voll Neides und Eifersüchtelei — er zu tun habe, bald empfindet er die zeitraubende Vorbereitung für die Vorlesungen als Fessel; die Einnahmen waren karg; 200 Thaler hatte der Herzog ihm zugesichert, und mit 450 glaubte er leben zu können, aber was im übrigen seine schriftstellerische Tätigkeit, die Herausgabe der *Thalia* bei Göschen in Leipzig u. s. w. einbrachte, war sehr unsicher. Trotzdem wagte er den Schritt, die Ehe zu schließen (22. Februar 1790) und „mit heiterem Mute dem zukünftigen Schicksal entgegenzusehen“, und „Ruhe und Harmonie“ atmen die Briefe, die aus dem stillbeglückten Jahre 1790 stammen, sowie seine ästhetischen Aufsätze: „Über die tragische Kunst“ und „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.“ Hier gewinnt er die Grundlage, auf der sich sein dramatisches Schaffen in seiner Reise aufbauen sollte. Wert und Zweck der Kunst sind ihm weder rein ästhetisch noch auch rein moralisch. Beides muß sich durchdringen. „Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.“ Jedes Vergnügen, das aus sittlichen Quellen strömt, wirkt auch sittlich verbessernd, und die Mittel der Kunst sind so mannigfach wie die Quellen eines freien Vergnügens; frei ist ein Vergnügen, bei dem die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft tätig sind und die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird. Dies er-

reichen das Schöne, das Rührende, das Erhabene in mannigfacher Weise. Wie aber die sittliche Freiheit das höchste Gut der menschlichen Natur ist, so entsteht der höchste Genuß, der am Tragischen, dadurch, daß der Geist, beim tiefsten und heftigsten Leiden, nicht nur sich behauptet, sondern in tapferer Gegenwehr über seine niedere Natur triumphiert. Diese ästhetischen Aufsätze waren mehr bahneweisende als — auch für Schiller — abschließende Versuche. Und ähnlich sind auch die geschichtlichen Werke „Vom Abfall der vereinigten Niederlande“, und „der dreißigjährige Krieg“ (1791–93) zu beurteilen. Was künstlerische Durchdringung und Beseelung des Stoffes, was Wärme der Gesinnung und Energie der sittlichen Überzeugung hier erstrebt, das läßt den Mangel an tieferer Kenntnis und die oft gar zu rhetorisch-pathetische Färbung vergessen. Die gewaltigen, um ein bedeutendes Ziel kämpfenden, heroischen Naturen, die großen Charaktere — Wallenstein, Gustav Adolf, Herzog Bernhard von Weimar — treten leuchtend hervor. Nicht minder die Idee des Ringens der Völker um Geistesfreiheit.

Hohen Flug zum Ungemeinen hat Schillers Geist unverwandt genommen, mochten auch Sorge und Not seine Hausgenossen sein, als Begleiterinnen der Krankheit, die im Januar 91 in Gestalt eines heftigen Katarrhsiebers (mit Blutspucken) den Trefflichen niederwarf und eigentlich nimmer wieder ganz verließ. Brustkrämpfe verrieten in längerer oder kürzerer Folge, daß der Unheilsdämon nicht schlummerte. Und so ward der Dichter das Gefühl nie wieder los, er habe Eile, wenn er der Welt noch das geben wolle, was er im Busen barg. Wer ihn damals sah, der hatte trotz des Leidens, das dem blassen Antlitz aufgeprägt war, den Eindruck einer hohen und freien Persönlichkeit, eines an Geist wie an Herzen reichen, in sich vollendeten Mannes. Unermüdet war er, um seine Kunstanschauungen zu läutern; seine ästhetischen Studien dieser Jahre wurzeln besonders in Kants „Kritik der Urteilskraft.“ Glänzend ist die Abhandlung „Über Anmut und Würde“ (1793 in der „Neuen Thalia“ erschienen.) Schönheit ist ihm Freiheit in der Erscheinung, aber das geistige Motiv muß sich in eine Bewegung einhüllen; so ist (menschliche) Anmut Schönheit in der Bewegung — im Gegensatz zu der architektonischen Schönheit —; sie prägt sich in den sympathetisch unbewußt die Empfindungen einer schönen Seele begleitenden Bewegungen aus; die bewußte Unterdrückung der Affekte, der Ausdruck moralischer Freiheit einer erhabenen, im Leiden ruhigen Seele ist Würde. So sucht Schiller in Lehre und Leben das Notwendige im Innern des

Menschen, d. h. sittlich freie, untrübbar Geister. Die Unermeßlichkeiten der Natur spotten des zählenden und rechnenden Verstandes: ein tiefer Sinn in uns aber versteht das Unermeßliche. Die Überkräfte der Natur spielen mit dem Menschenkörper, dem Staub-Geborenen: wir aber jubeln hoch auf bei ihrem Spiel und erkennen unser höheres Sein in ihnen wieder. Das Geistige im Menschen ist eine eigene, höhere Ordnung der Dinge. Es ist das einzig wirklich Feste und Beharrliche in aller Buntheit der Erscheinungswelt. — Das sind die Grundgedanken, die in den Aufsätzen „über das Erhabene“ und „das Pathetische“ herrschen. „Wer das Furchtbare überwindet, ist groß; erhaben, wer es, auch unterliegend, nicht fürchtet.“

Wer möchte in alledem verkennen, daß dem philosophischen Dichter die Erkenntnis aus Erlebnis sich ergab, daß das Ideale für ihn den Sieg in einem großen, inneren Kampfe bedeutet? — Eine Darstellung der übersinnlichen Kraft im Menschen nennt er edel. „Gebt uns das Edle, ruft er den Dichtern zu; seid nicht rührend, sondern pathetisch; das Leiden mische sich in eure Darstellungen, wie es sich in das Leben tief eingreifend drängt: aber vor allem zeigt uns das andere, was im Menschen über allem Leiden thront!“ Was demnach zum Dichter macht, ist eine innere, geistige Tat; so heißt es in der Rezension Bürgers: „Wenn es auch noch so sehr in des Dichters Busen stürmt, so muß doch Sonnenklarheit seine Stirn umfließen; sein erstes und wichtigstes Geschäft ist, seine Individualität, so sehr als möglich, zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern.“ So ist das Schöne das anschaulich gewordene Prinzip des wahrhaft und eigentlich Menschlichen, so wird auch das Kunstwerk fähig sein, die Seele der Menschheit zu erziehen. Das lehren die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Sie waren ursprünglich ein Dankesgruß für den freigebigen Herzog von Augustenburg und wurden ein Protest eines enttäuschten Herzens wider die Greuel der Revolution. Wohl hatte auch Schiller ihren Anfängen zugejubelt, nun aber will er von dem „politischen Jammer“ nichts mehr wissen, sondern betont, die Grundlagen eines Staates dürften nur Freiheit und Vernunft sein, am besten aber vermittele die Kunst zwischen der sinnlichen und der sittlichen Natur der Menschen; ja „nur der Dichter ist der wahre und eigentliche Mensch, nur von ihm ist für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten“.

Wahrlich ein kühnes Wort, voll innerer, sicherer Größe inmitten einer Zeit, wo in Frankreich rohe Kräfte sinnlos walteten!

Aber den „Träumern“ an der Alm, die da Geistes Schlachten schlugen und Geistesiege erfochten von bleibenderem Werte als die Revolutionsheere und als die Verkündiger der Menschenrechte in Paris, war ihr Streben eine heilige Tat, denn die Kunst war ihnen ernstes, edelstes Lebensprinzip.

Die Krone der ästhetischen Schriften Schillers bildet die Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795.) Sie bedeutet auch einen Wendepunkt im Schaffen des Dichters; er betrachtete sie selbst als eine „Brücke zur poetischen Produktion“. Es reizte den Dichter immer unwiderstehlicher, die graue Theorie mit der frischen, farbigen Darstellung dichterischer Gestalten zu vertauschen. Schon im Mai 92 hatte er an Körner geschrieben: „Ich bin jetzt voll Ungebuld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung willen philosophiere ich gern über die Theorie.“ Doch anderseits empfand er in all den Jahren, daß die Kühnheit und die lebendige Glut, die er einst hatte, ehe ihm eine Regel bekannt war, abhanden gekommen sei. Die Unbefangenheit und Unmittelbarkeit war durch die Kritik und die philosophische Reflexion getrübt worden. Trotzdem sollte die Saat, die in 6 Jahren langsam gereift war, nun reiche Früchte tragen, und zwar vor allem unter dem belebenden Hauche, unter dem warmen Sonnenglanze der Freundschaft Goethes. Und daß diese Freundschaft sich entspann infolge der persönlichen Begegnung in Jena, dann durch Schillers Brief vom 23. Aug. 1794 und durch mehrwöchentlichen Besuch bei Goethe in Weimar erst rechtes Leben gewann, dabei, sagt Goethe, waltete durchaus etwas Dämonisches ob: „Wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulation müde zu werden begann, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg.“

Goethe war es, der den Freund der Dichtung wieder gewann, und Schiller legte seine ethischen und ästhetischen Anschauungen zunächst in Lyrik, in seiner Gedankendichtung und in seinen Balladen, sodann in Dramen nieder. Großzügigkeit ist ihr Wesen, wie der heroische Zug den Charakter des Mannes ausmacht.

Die Balladen Schillers sind wichtige Lebenszeugnisse; sie zeugen von der inneren Ruhe und Festigkeit, die unter dem Einflusse Kants

und Goethes und der Antike, sowie einer glücklichen Ehe über den Dichter gekommen ist, sie verraten jene größere Objektivität und Anschaulichkeit, wie sie der große Freund in seinen Dichtungen vorherrschen ließ; die innere Stimmung der Verhältnisse kommt selbst zum Wort, anstatt daß über sie nur geredet wird.

Das Lied von der Glocke bezeichnet einen Höhepunkt im Schaffen Schillers und in seinem Leben, das eine immer freundlichere, sorgenlosere Gestalt annahm — er wohnte seit 97 in einem eigenen Häuschen und Garten und siedelte Dezember 98 nach Weimar über, um Goethes Nähe zu genießen. —

Doch die Probe gleichsam auf die Kunstanschauungen, die Schiller durch philosophisches Nachdenken und durch den Verkehr mit Goethe und nicht am wenigsten durch die Berührung mit dem klassischen Altertum gewonnen hatte, machte er mit seinem „Wallenstein“, den er schon lange im Herzen getragen hatte, und an dem er von 1796–99 auf das angestrengteste arbeitete. Ihm war immer mehr das künstlerische Vermögen „jene höchste Seelenkraft geworden, sich der Dinge für das Gemüt zu bemächtigen und sich selbst in der Darstellung von Gegenständen zu deutlichem Ausdruck zu bringen“; denn „kein Porträt kann etwas taugen, wenn es nicht der Maler im eigentlichen Sinne erschafft.“ — Noch mehr muß dies der Dichter bei den Gestalten der Vergangenheit; er muß sich so tief in die Zeit und ihre Anschauungen hineingelebt haben, daß sie in seinem Innern neu erstehen. Er muß die Menschheit im Menschen darstellen. Und das erreichte Schiller in seinen Dramen.

Nachdem der große Wurf des „Wallenstein“ gelungen, fühlte er sich auf der Höhe dramatischer Kraft, und in wenigen Wochen, zum Teil auf dem Lustschloß Ettersburg, das ihm der Herzog zum Aufenthalt angewiesen hatte, schrieb er „Maria Stuart“ in einem flotten Zuge.

Und rasch folgten einander die übrigen Dramen, bis dem Unermüdlichen und Unererschöpflichen der grausame Tod die Feder aus der Hand nahm. Das Letzte war der Demetrius vor Moskau, voll Sehnsucht in das unendliche Reich hineinschauend, träumend von Größe und Ruhm. Auch dem Dichter selbst war nur noch dieser ahnende Blick in die Geschehnisse seines Helden vergönnt, ausgestalten sollte er es nicht. — Mit der größten Willensenergie hatte Schiller die immer mehr schwindende, von immer neuen Anfällen betroffene leibliche Widerstandskraft zu erhalten gesucht; „es ist der Geist, der sich den Körper haut“ — dies stolze Wort prägte er, der den leiden-

den Körper immer wieder bändigte und ihm die Zeit zum Schaffen abrang; er, der den bleichen Zug der Schwäche in seinem durchgeistigten Gesicht durch den sittlichen Adel der Persönlichkeit verklärte. Aber mit unsicherem Gefühl ging er in das Jahr 1805 hinein; er spürte, daß sein Organismus „bis in die Wurzeln erschüttert“ sei; und in der Tat, das Frühjahr sollte er nicht mehr durchleben: am 9. Mai entschlief er.

Wer Schillers Leben und Dichten überschaut, der muß finden, daß das mannhafteste Ringen der Persönlichkeit um die höchsten Ziele ebenso wie das Ringen der Kräfte in seinen Dramen anschaulicher und dramatisch lebendiger als bei Goethe ist, und daher sollte man denken, daß sein heroisches Wesen und sein an inneren und äußeren Krisen reiches Werden viel leichter der doch gewiß kampfesfrohen und von Problemen durchschüttelten Gegenwart nahe zu bringen sei. In den Schulen begleitet Schiller die Knaben und die Mädchen von den unteren bis zu den oberen Stufen, von dem Lied „der Schütz“ bis zu „Wallenstein“ hinauf; aber freilich, wenn man die zahllosen kommentierten Schulausgaben sich ansieht, kann man darauf schließen, daß Schiller vielfach mißhandelt und auf diese Weise sicherlich manchen Knaben und Mädchen für immer verleidet wird.

Aber wenn man heute klagt über manches Morsche in unserer Jugendbildung und über die Zunahme sittlicher Verderbnis unter der Jugend, welches Dichters Macht und Kraft dürfte wohl in geschickter Deutung tiefer die jungen Herzen und Gewissen aufrütteln und zum Sittlichen hinlenken helfen als Schillers Ideenmacht und Sprachgewalt? — Schiller lebt ferner auch im deutschen Hause noch fort, vielleicht dort noch am lebendigsten, wo er in Einsamkeit neben Bibel und Gesangbuch thront, denn im Reiche der sogenannten Gebildeten pflegt für Schiller und Goethe wenig Zeit zu sein, wenn sie nicht überhaupt schon als überwunden gelten, wie wohl besonders bei der blasierten studierenden Jugend, die, des Schillerschen Bannes frei, sich zu Nietzsche wendet.

Aber auch die Literaturbewegung unserer Tage ist spröde diesem Genius gegenüber; einerseits gibt mancher übereifrige Goethe-Verehrer Schiller nicht, was Schillers ist; man verwirft sein „verstiegenes Pathos“, seine „Sucht nach Reflexion“, seine Rhetorik, oder man will überhaupt von einem Zusammenhange des Ästhetischen und Ethischen, von Erhebung und Erwärmung durch die Dichtkunst, nichts mehr wissen; man will nackte Tatsachen des äußeren und des inneren Lebens, und verfällt dabei entweder in Glendspoesie oder in überreizte

Seelenanalysen. Man dünkt sich heute Übermensch genug, um über Schiller — mitleidig zu lächeln. Aber dies spöttisch-mitleidige Lächeln verwandelte sich gottlob schon bei nicht wenigen unserer jungen Stürmer und Dränger in eitel Verehrung und Bewunderung. So ist es köstlich zu lesen, wie einer unserer Modernsten und Tüchtigsten in einem Wiener Blatte die neue Cottaische Jubiläumsausgabe der Gedichte Schillers zu einer Rettung des Lyrikers veranlaßte: „Der erste Eindruck nach flüchtiger Durchsicht ist der, daß uns unsere besten alten Bekannten mit wenigen Ausnahmen bitter enttäuschen. — Da ist der „Handschuh“, das Entzücken des Tertianers von einst: er wirkt wie eine Parodie. Da ist der „Gang zum Eisenhammer“. Man ist versucht, ihn im Tone der Bänkelsänger zu einer Gitarre — Webedind ist der Meister dieses pikanten Atavismus — vorzulegen. „Der Ring des Polykrates“, „Die Bürgschaft“, von unfreiwilliger Komik nicht frei, in ihrer Langatmigkeit durchaus nicht überzeugend. Man erkennt peinlich berührt den bewußten Artisten, der ohne innere Notwendigkeit schafft. Können diese Gedichte wirklich noch als Bereicherung unserer Literatur gelten? Die großen „griechischen“ Stücke: man holt tief Atem. Mythologische Fleißaufgaben. Die „Künstler“! Ein Ungetüm, das in schweren Bindungen sich nicht von der Stelle zu rühren vermag . . . . . Aber ebenso rasch wie das Verwerfen stellt sich Entzücken, lauterer Entzücken ein. Die „Gruppe aus dem Tartarus“ (in den Anhang verwiesen!) mächtig, wundervoll, mit zwei Schlüsselzeilen, wie sie nur dichterische Ekstase — das gelobte „Trans“ — reißt. „Der Abend“: in seiner griechischen Klarheit beseligend. Die „Glocke“: ewig jung und aller Biedermeiereien ungeachtet das innerste Herz rührend, glänzend vorgetragen, gewiß als eine der gewaltigsten Schöpfungen Schillers alle Hörer einfach niederzwingend. Der „Taucher“: grandios, von einem Wohlklang, einer Disziplin der Mittel, die den „Techniker“ beglückt und den naiven Genießer wie eine köstliche, saftige Frucht erfrischt. Das „Mädchen aus der Fremde“: von einer melodischen Lieblichkeit, einer lieblichen Anmut, die ehrfürchtig stimmt. Der „Tanz“, der „Spaziergang“, der „Genius“, die „Geschlechter“: kostbare, Kenner und reife Laien gleicherweise fesselnde, erlesenen Ziergefäßen vergleichbare Meisterstücke. Der „Besuch“: flüssiges Silber, ein schlanker Bogen voll graziöser Schnitzerei. „Pompeji und Herculaneum“: von einer Prägnanz und schwebenden Sicherheit wie eine antike Kleinplastik. „Pegasus im Joche“: ein Kabinettstück, anmutig, geistreich, elegant, plötzlich aber unaufhaltsam emporwachsend wie eine Feuergarbe. „Klage der Ceres“: melodisch,

weich, von einer unbeschreiblichen Frühlingsgüte und Lebenshoffnung. „Das Ideal und das Leben“: eines der prachtvollsten Gedichte deutscher Zunge, ehern in seinem aus tiefster Seele rauschenden Stolz und von Schönheit strahlend wie Phöbus“. Also einer unserer „Modernen“!

Es ist eben die alte Sache: der Idealismus ist nicht zu überwinden; er überwindet immer wieder die Geister. Auch heute noch ist ein Dichter ohne Ideal ein kraftloser Mann. Nur erworben und errungen in heißer Arbeit, auch in schwerem Mühen mit sich selbst, will freilich ein jedes Ideal werden, wenn Leben und Dichten darnach gestaltet werden sollen. Denn wo es nicht befreiende, aufwärts reißende und verklärende Tat wird, da ist es auch nur schöner Schein und Trug, nur Illusion und Seifenblase. In Schiller lebt und webt als treibende Kraft das Ideal, vor allem das der Freiheit, das des freien Menschentums voll Wahrheit und Schönheit. Darum kann man — denke ich — mit vollem Rechte fragen: sollte nicht vielen Modernen, die am Kleinen und Unbedeutenden haften, Schillers großzügige Behandlung der großen Gegenstände der Menschheit, vielen, denen das Milieu und die nackte Tatsächlichkeit alles bedeutet, Schillers Darstellung erhabener Seelenvorgänge voll starken Wollens und heftigen Kämpfens eine Leuchte zu echter Kunst sein können? Sollte nicht vielen, die nur Vererbung und Determination und Dynamik und Willenslosigkeit ihrer sogenannten „Helden“ kennen, Schillers grandiose Tragik, die auf dem Kampfe zwischen Naturgesetz und höchstem Tatenstreben, zwischen eherner Notwendigkeit und gigantischem Menschenwillen beruht, sollte nicht vielen, die im Staube der Nüchternheit, ohne Begeisterung mit sachlichster Nüchternheit das Leben abschreiben, Schillers Adlerflug und rednerischer Schwung und ideale Leidenschaft ein Wegweiser zur Umkehr, ein Vorbild zur künstlerischen Weisheit werden können? Goethe und Schiller leben und weben in dem Glauben, ein großer Dichter müsse auch ein geistig und sittlich großer, in freier Selbstbestimmung sich zum Höchsten emporringender Mensch sein, ja er sei der Mensch schlechthin, das ist aber nicht der Übermensch unserer Tage, der jenseits von gut und böse nur dem Eigenwillen des Größenwahns fröhnt; reißt doch Nietzsche selbst, der Prophet des Immoralismus, den von Kantischem Pflichtbewußtsein erfüllten Dichter in die verstoßene Schar der „Unmöglichen“, als „Moraltrumpeter von Säckingen“. Und sind nicht Weichlinge diese verzärtelten Dekadenten, die von Naturalismus in Mystizismus umschlagen, gegenüber der hohen Herrenart freien, großen und ewigen

Menschentums, wie es Schiller verkörpert, als Persönlichkeit wie als Dichter? Und glaubt ein Urteilsfähiger heutigen Tages wirklich, Schiller sei als Dramatiker von Sudermann, Dreyer, Hauptmann, Halbe, Otto Ernst überwunden?

„Leben“ deren Gestalten schon im Volke, und werden sie jemals die eines Wallenstein und Tell und einer Maria u. s. w. ersetzen? „Lebt“ etwas in uns fort, wenn wir ein Stück von jenen gesehen haben? Wissen wir nach Wochen noch ein bedeutsames Wort, einen fein geprägten Gedanken? Ich glaube: kaum! Welche Fülle aber von Sinnsprüchen aus Schillers Dramen umschwebt uns alle Tage, ja wie mancher ist uns Leitstern in schwerer Stunde!

Und dazu befähigt den Dichter eben dasselbe wie bei Goethe: die Einheitlichkeit seiner Dichtung und seines Lebens. Dieses wie jene durchdrangen leuchtende Gesichtspunkte, helle, hohe Ideen. Und sollen diese nicht fähig sein, heute noch, uns ganz anders zu fassen als die Blicke in Elend und Verworfenheit, wie es uns die Modernen so vielfach darbieten, oder in die nervöse Überreiztheit und eitle Selbstbespiegelung, wie sie trotz vielfacher gesunder Ansätze noch heute Mode ist? Auch Schiller kann ein Befreier sein für den, der sich ihm hingibt, kraft jener „Naturtiefen einer großen Dichterpersönlichkeit.“ Das Großzügige in Männlichkeit, Gewissenszucht und Ideenreichtum und der Enthusiasmus für alles dieses machen sein erstes Wesen aus: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.“ Es ist eitel Torheit, ihn der begeisterungsfrohen Jugend allein überlassen zu wollen; wohl aber geht eine Kraft jener „Jugend, die nie entfliegt“, von ihm aus, und an seiner sittlichen Höheit und Größe kann jeder noch so selbstbewusste Mann sich erbauen und aufrichten; und vor allem: in jenem Kampfe wider den niedrigen Krämergeist, wider Materialismus und Amerikanismus liefert niemand schneidigere Waffen als der schwungvolle, „pathetische“ Schiller.

Andererseits ist heute mehr als je die Frage lebendig, ob man durch Kunst den Menschen moralisch bessern könne; Kunsterziehung ist das Schlagwort. Wer aber war von der inneren Einheit des Poetischen und Sittlichen mehr durchdrungen als Schiller?

Ihm ist der Dichter — wie wir schon hörten — der wahre und eigentliche Mensch; von dem für die Sache der Menschheit Ernsthaftes und Heilsames zu erwarten sei, der Erzieher also, der Förderer, der neue Werke spendet, neue Einblicke in die Tiefen des Lebens gewährt. Ihm, dem willensstarken Manne, der den Menschen als „das Wesen, das will“, bestimmt, ist die Einwirkung von Gefühl und

Anschauung auf den Willen unzweifelhaft. Die Verinnerlichung und Vertiefung des Gemütslebens, wie sie durch die echte, große Kunst erzielt werden, müssen den ganzen Menschen, also auch seine Willensrichtung beeinflussen. Schiller kann uns als Erzieher zu allem Höheren dienen in seiner Dichtung, in seiner Theorie, aber nicht minder in seinem Leben. Und was sucht unsere Zeit mehr als willensstarke Persönlichkeiten, wie Schiller eine war?

Und so ist denn auch tatsächlich auf eine Rückkehr zu Schiller aus mannigfachen Anzeichen zu schließen. Wir leben ja in einer Zeit, wo der Deutsche sich nicht mehr hinter den Ofen verkriechen darf, die Zipfelmütze sich übers Ohr ziehend, wo er nur Kirchturmpolitik treiben und die Welt von der Froschperspektive aus betrachten darf. Unser politischer und geistiger Horizont hat sich gewaltig erweitert, die Grenzen der Weltteile und Ozeane verschwinden immer mehr; der Deutsche muß großzügig, weitsichtig und tiefschauend sein, in kleinem Kreise wie im Reiche der Weltpolitik. Sollte nicht aus Schillers Werken auch dafür etwas zu gewinnen sein, der von seinem kleinen Weimar aus, in einer politisch erbärmlichen Zeit seine Kreise über ganz Europa spannte und uns mit nachfühlendem, genialem Verständnis mit derselben Sicherheit nach Madrid und Moskau wie nach England, Frankreich und nach Italien und in die Schweiz führt; er leuchtet den Königen und Kanzlern wie den Armen und Bedrückten ins Herz; überall weist er hohe Probleme auf und entwickelt erhabene Gedanken.

Schiller war eine große sittliche und dichterische Persönlichkeit — eine geborene Herrennatur — er hat die hohen sittlichen und ästhetischen Aufgaben der Kultur mit scharfem und weitem Blick erfaßt, er hat das Tragische in seinen Höhen und seinen Tiefen mit erhabenster und erhebendster Kunst dargestellt, er bildet in Auffassung und Darstellung des Lebens die wunderbarste harmonische Ergänzung zu Goethe.



Anschauung auf den Willen  
Vertiefung des Gemütsleben  
erzielt werden, müssen den  
richtung beeinflussen. Schiller  
dienen in seiner Dichtung,  
seinem Leben. Und was  
Persönlichkeiten, wie Schiller

Und so ist denn aus  
aus mannigfachen Anzeichen  
wo der Deutsche sich nicht  
Zipfelmütze sich übers Ohr  
und die Welt von der Frei-  
politischer und geistiger  
Grenzen der Weltteile und  
Deutsche muß großzügig, wie  
Kreise wie im Reiche der  
Werken auch dafür etwas  
Weimar aus, in einer pol-  
ganz Europa spannte und  
ständnis mit derselben Sich-  
England, Frankreich und  
er leuchtet den Königen und  
drückten ins Herz; überall  
erhabene Gedanken.

Schiller war eine ge-  
— eine geborene Herrennat-  
ästhetischen Aufgaben der Re-  
faßt, er hat das Tragische  
erhabenster und erhebendster  
und Darstellung des Lebens  
zu Goethe.

© The Tiffen Company, 2007

# TIFFEN® Gray Scale







